

Abdulai Sila
Die Tage von Kubukaré

Abdulai Sila

Die Tage von Kubukaré

Eine Erzählung aus Guinea-Bissau

**Aus dem Portugiesischen
von Renate Heß**

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: Ausschnitt des Umschlags der Zeitschrift *TCHOLONA* Nr. 6–7, 1996.

Gefördert von DGLAB/Culture und Camões, IP – Portugal



Originalausgabe: Abdulai Sila, *Memórias SOMânticas* © Ku Si Mon Editora 2016

ISBN 978-3-86813-137-6

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2023. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block
in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

**Für
Aissatu
Thandive
Safiatu**

*Kangalutas di bida i suma fugu di muntundu
Kin ki odjan di lundju ta pun kolega di palmera
Ma kin ki pertu mi kila sibi kuma
Ami i polon garandi
Nin kabaseras ka djusta ku mi.*

—Sidónio Pais
in Polon Garandi (Simbioses)

*Schicksalsschläge schwelen im Untergrund, wie Brände im Abfall
Wer mich von Weitem sieht, hält mich für eine Palme
Aber wer sich mir nähert, weiß,
Ich bin ein mächtiger Wollbaum
Nicht einmal ein Baobab kommt mir gleich.*



Was kann ich denn sagen, was ich besitze, wenn alle meinen, dass ich nichts besitze? Was soll ich sagen, was ich im Leben gemacht habe, wenn niemand versteht, dass mein Leben heute immer noch besser zu sein verspricht als mein früheres Leben?

Ich allein und die andern. Ich könnte über diese Gegensätzlichkeiten einfach hinwegsehen, vielleicht würde ich mich dann stärker fühlen. Ich könnte auch anders damit umgehen oder das Problem auf andere Art ausdrücken. Auf tausend andere Arten sogar, aber ich glaube, es würde immer aufs Gleiche hinauslaufen. Ich gebe mich nicht zufrieden. Vielleicht ergibt sich die Befreiung aus diesem vermeintlichen Unglück doch noch aus dem bisher Unbekannten. Wie kommt man dahin?

Das ist die Geschichte eines Lebens. Eines Lebens, das leidenschaftlich und mit Würde gelebt werden wollte.

Ich will es erzählen, denn unsere Existenz wird nur dadurch unvergesslich, dass sie erzählt wird. Ist die Erzählung angemessen, stellt sie das Vertrauen wieder her, mindert die schmerzhafteste Erinnerung und ehrt das Leben. Sie schenkt ihm Farbe und zollt ihm Anerkennung.

In der befreiten Erinnerung, in der Fülle ihrer traumhaften Schönheit zwischen Mythos und Realität, herrscht immer ein Zauber.

Ab einem bestimmten Moment in meinem Leben habe ich nur zwei Dinge gemacht, glaube ich. Heute frage ich mich, wie es gewesen wäre, wenn ich freimütig mehr Ehrgeiz entwickelt hätte, wie es Kidama so oft von mir verlangt hat. Kidama habe ich als Schwester gewonnen, als ich dachte, dass ich alles verloren hätte, und ich habe sie verloren, als ich es bitter nötig gehabt hätte, zu gewinnen. Durch sie habe ich gelernt, bestimmte Dinge zu schätzen, denen ich die Hälfte meines Lebens gewidmet habe. Gern erzähle ich die Träume und die Ereignisse, die diesen Abschnitt meines Lebens prägten.

In der anderen Hälfte meines Lebens, die ich noch nicht gleich erzählen will, habe ich um meine Überzeugung gerungen, habe gekämpft, um mich nicht durch die Umstände unterkriegen zu lassen. Mangelnde Vision oder zu viel Kummer? Das ist mir egal. Mangel an Ehrgeiz war es jedenfalls nicht, das weiß ich genau. Da gebe ich Kidama, die mir mehr als eine Schwester bedeutete, überhaupt nicht recht.

Ich habe mein Bestreben nie versteckt. Wo bleibt die Freiheit, wenn wir das, wonach wir am meisten streben, verstecken oder kaschieren müssen? Schlimmer noch, wenn es nur privat sein darf. Ich möchte, dass alles, was ich von Herzen will, auch von meinen Mitmenschen angestrebt wird; dass es allen zugänglich ist, von allen geschätzt wird. Nur die Dinge, die wir teilen, sind von Dauer und wirklich wertvoll. Ich möchte, dass die Sonne für

mich und für alle anderen scheint. Ich möchte, dass alle die Melodie des Meeres schätzen und preisen, genau wie das Funkeln der Sterne am Himmel; dass das spontane Lächeln der Kinder gelobt und immer behütet wird. Genau wie die Luft, die wir alle in gleicher Weise atmen, jeder nach seinen Bedürfnissen, sollen alle die Atmosphäre der Brüderlichkeit Tag und Nacht teilen.

Ich habe keineswegs das Gefühl, mein Leben zu zerstückeln. Im Gegenteil, diesen Teil meines Lebens zu erzählen, befreit mich und gibt mir das Gefühl zurück, ganz ich selbst zu sein.

Deshalb weiß und spüre ich, dass ich nicht verrückt bin.

Gefesselt an diesen alten und klapprigen Rollstuhl sehe ich jeden Tag den Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, was in mir genauso echte wie gegensätzliche Empfindungen weckt. Ob in der Regenzeit oder der Trockenzeit, Licht, Kraft und Sicherheit wechseln mit Hoffnung, Farbe und Reinheit. Ich mag dieses kostenlose und harmonische Schauspiel. Ich liebe es! Es lässt mich an das Leben nach dem Leben denken, löst ein Gefühl der Befreiung aus, das mein Herz beflügelt und das mich weit weg trägt. Es trägt mich fort und bringt mich im nächsten Moment zurück, übrig bleibt allein die erneuerte Gewissheit einer farbenprächtigen Morgenröte. Ich denke gerne darüber nach, wo die Sonne wohl hingeht, wenn sie auf der einen Seite verschwindet und auf der anderen wieder auftaucht. Jeden Tag in all ihrer Pracht. Welche Farbe das menschliche Leben wohl hätte, wenn wir die Sonne nachahmen würden? Wenn wir jeden Abend sterben würden, um früh am Morgen mit mehr Leben und Kraft wieder geboren zu werden ... Ach, ich möchte wie die Sonne sein! Ich möchte verstehen, was in mir jeden Tag neu entsteht, ich möchte die Ermutigung beschreiben können, die aus der steten Erneuerung der Hoffnung erwächst. Könnte ich bloß der Sonne auf ihrer Wanderschaft folgen und fern von

allem weltlichen Streit die Schönheit des ewigen Neubeginns schildern!

Dieser Wunsch erinnert mich an eine meiner Mütter. Ich hatte drei Mütter, wenn ich mich heute auch bloß an zwei erinnern kann: an diejenige, die mir den Weg des Lebens aufgezeigt hat und an diejenige, die mir die Welt erklären wollte. Unabhängig von der Reihenfolge, in der sie in meinem Leben vorkamen, und von den Spuren, die sie darin hinterlassen haben, hat keine von ihnen meine Zuneigung allein für sich beansprucht. Aber beide haben mich wirklich geliebt. Heute kann ich das mit Bestimmtheit sagen, wenn ich auch gestern daran gezweifelt habe. Eifrig bemüht mich zu ändern, versuchten sie, mich nach ihren Vorstellungen, die unterschiedlich und in gewisser Weise gegensätzlich waren, zu formen, aber am Ende gaben sie alle beide mit einer trivialen Begründung auf. Darin, nur darin und in wenig anderem stimmten sie überein.

Aber ich bin nicht verrückt.

Diese andere Mutter, diejenige, die mir die Welt erklären wollte, wollte mich unbedingt von der Existenz einer unveränderbaren natürlichen Ordnung überzeugen. Diese Ordnung müsse man absolut einhalten.

»Es gibt nichtsnutzige und unvernünftige Leute, die statt nach einer Lösung zu suchen, um mit dieser Ordnung übereinzustimmen, ihre Tage auf dieser Welt damit rumbringen, diese Ordnung herauszufordern und sie umzustürzen«, sagte sie häufig mit strenger Stimme.

Einmal, während eines lockeren und fröhlichen *Djumbai*, tat ich etwas Dummes, was mich teuer zu stehen kam: Ich verlangte Erklärungen zu dieser natürlichen Ordnung. Ich wollte nicht infrage stellen, was ich für ihre feste Überzeugung hielt, ich wollte es bloß besser verstehen. Wenn wir diese Ordnung achten soll-

ten, um als normal angesehen und zu den anständigen Leuten gezählt zu werden, was sie immer für mich wollte, dann hielt ich es für logisch, danach zu fragen, wer diese Ordnung festgelegt hatte, nach welchen Kriterien und seit wann sie gültig war. Ich fragte alles auf einmal. Ich war noch sehr jung und in dieser Lebensphase, in der man alles hinterfragt. Aber sie verstand mich nicht und sie tadelte mich streng, schärfer als ich gedacht hatte.

Alle unsere Nachbarn und die Freundinnen meiner Mutter sagten, dass sie jemand war, der das Leben verstand, der mit allen konnte, immer respektvoll und höflich war. Nie schlug sie ihre Kinder und selten hörte man sie laut sprechen. Wie ich merkte, gab es aber etwas, was sie total veränderte, sie zu einem völlig anderen Menschen machte, nämlich Widerspruch. Den konnte sie absolut nicht ausstehen. Dummerweise habe ich ihr an diesem Tag widersprochen, als ich die Gültigkeit dieser natürlichen Ordnung infrage stellte. Wahnsinn sei es, diese Ordnung anzweifeln zu wollen, hielt sie mir vor.

Tatsächlich habe ich während meines ganzen Lebens viele Dinge infrage gestellt, die man als Folge dieser natürlichen Ordnung ansehen konnte, und ich habe es nie bereut. Wenn wir aufhören nachzufragen, bekommen wir ein Geschenk fürs Leben: ein hohles Gehirn. Mit einem hohlen Gehirn kann man zwar leben, aber es ist etwas ganz anderes, wenn wir unser Denken befreien und dem Leben mit offenem und wachen Geist begegnen und das Ungewöhnliche suchen. Ungehemmt erneuert sich das Leben in bunter Vielfalt, revidiert ständig die Vernunft und lässt die Leidenschaft aufblühen. Dann können wir aus ihm etwas machen, was die Einfältigen nicht einmal ahnen können. Wenige tolerieren das, niemand versteht es. Voller Vorurteile verdammt man, ohne nachzudenken.

Deswegen erkläre ich: Ich bin nicht verrückt.